

Ulla Lenze

## Der dialektische Schleier

Zum Kulturaustausch im Iran: wie es sich anfühlt, in Kopftuch und langem Mantel über Literatur zu debattieren.

Abgedruckt in: FAZ, 25. August 2008

Nein, nach Iran fährt man nicht zum Urlaubmachen, abgesehen vielleicht vom Paläste-und-Moscheen-Bewunderungsurlaub. In den Iran reist der Europäer, sollte er nicht geschäftlich unterwegs sein, meist im Zeichen eines Kulturaustausches. So auch ich. Etwa zwei Klassenzimmer europäischer und iranischer Künstler - Literaten, Fotografen, Bildhauer - wurden dort neulich vom EU-geförderten Wiener Kulturaustauschverein ‚x-change culture science‘ für einige Wochen zusammengewürfelt, alles in angenehmer Minimal-Organisiertheit bis auf wenige Lesungs- und Ausstellungstermine.

Es gibt aber so etwas wie den gedachten Austausch und dann das, was tatsächlich passiert. Das wurde mir an einem Detail klar, das sich in doppelt störender Weise bemerkbar machte. Denn die Kopftuch-Debatte ist hierzulande inzwischen ziemlich ermattet; behalten hat man, dass der Koran an Eindeutigkeit zu wünschen übrig lässt. Ich hatte also emotionale oder intellektuelle Rückendeckung für das Thema nicht zu erwarten und versagte es mir anfangs auch selbst: Ach, ein alter Hut, das mit dem Kopftuch!

Aber nun hatte ich plötzlich selber eins auf dem Kopf. Und was mir so trivial und abgehandelt vorkam, schränkte mir Gehör und Bewegungsfreiheit ein und zapfte mir Aufmerksamkeit ab im selben Maß, in dem ich prüfend ständig daran herumzapfte und seinen islamisch korrekten Sitz kontrollierte. Was auch Iranerinnen, die Kopftuchprofis sein müssten, dafür viel zu oft tun. Es scheint ein nervöser Tick, etwa wie Haarsträhnen wegstreichen. Da halfen auch nicht männliche Versicherungen - von iranischer und europäischer Seite -, wie sexy diese Verhüllung doch eigentlich sei. Dass das

Entzogene sich durch die lückenschließende Vorstellungskraft wieder in die Gegenwart zaubert, diese Dialektik ist bekannt, und sie erklärt, weshalb das Tuch, das die Sexualität der Frau neutralisieren soll, oft für das Gegenteil sorgt. Oder mit den Worten eines österreichischen Fotografen: „Ich finde Frauen in Unterwäsche ja viel reizvoller als nackte Frauen.“

Nein, das alles munterte nicht auf. Dabei sei das Kopftuch, wie mir eine junge Dozentin von der Teheraner Uni traurig versicherte, „das kleinste Problem. Wir haben viel schlimmere.“ Etwa das neue Gesetz, das dem Mann erlaubt, auch ohne Zustimmung der Ehefrau sich eine zweite zu nehmen. Dagegen sammelt die Dozentin auf Initiative der Friedensnobelpreisträgerin Shirin Ebadi gerade Unterschriften. Und sofort schämte ich mich wegen meiner Zimperlichkeit. Außerdem würde ich ja bald wieder hier raus sein, fahrradfahrend den Wind an meinen Ohren spüren und meinetwegen die Sonne an meinen nackten Armen. Aber das schien plötzlich nur ein lächerlicher Vorsprung, dachte ich an der Unfreiheit einer politischen Gefangenen, die ihre Nachrichten mit Streichholzköpfen auf Klopapier kritzelt, weil man ihr, der besten Freundin der iranischen Dozentin, sogar das Schreibzeug verwehrt.

Gemessen also am inneren Kulturkampf eines Ichs, das schon dieses federleichte, rutschfreudige Ding (plus langem Mantel) als mobiles Gefängnis empfand, mit einem Über-Ich, das diese Empfindlichkeit verurteilte, schien der äußere Kulturaustausch geradezu abstrakt: So machen wir unsere Bilder, aha, so macht ihr eure, so mache ich einen Roman, aha, und so also schreibst du. Das ginge ja zur Not auch per E-Mail.

Bei einem Treffen mit Isfahaner Schriftstellerinnen schien der eigentliche Kulturaustausch erst in jenem einen Moment stattzufinden, der für uns unübersetzt blieb. Schnell wurde uns, auf Stühlen mit ausklappbarem Schreibbord in einem kargen Kulturzentrum sitzend, noch zugeworfen, es gehe um die mögliche literarische Verarbeitung des männlichen Ehebruchs. Doch das

plötzliche Stimmendurcheinander der vorher zurückhaltenden Dichterinnen, und wie der Teheraner Schriftsteller Amir H. Cheheltan auf einmal, statt zu dolmetschen, mit ihnen in ein Privatgespräch wechselte, gerade diese vorübergehende Verweigerung von Austausch teilte dann etwas mit - etwa so wie der dialektische Schleier. Cheheltan ist sich dieser Spaltung bewusst: „Westliche Menschen beschränken sich darauf, unser Äußeres zu erkunden, vermutlich, um auf diese Weise unser Innenleben zu entdecken. Das fällt sogar uns selber schwer, so sehr haben wir uns angewöhnt, uns zu verbergen“, sagte er einmal. Und so erfuhr man nur, was man bereits wusste oder ahnte: Ja, es gibt Zensur. Und ja, es kann manchmal ein Jahr dauern, und dann wird ohne Angabe von Gründen das Manuskript abgelehnt. Man bedauert und bemitleidet, schaut in die Kopftuchgesichter, fühlt sich einmal mehr unverschämt privilegiert.

Ein anderer Moment unvorbereiteten Kulturaustausches ereignete sich wenige Tage zuvor, als ich mit Amir durch jene Straße Teherans spazierte, in der vor der Revolution noch Cafés und Kinos waren, „Künstler- und Intellektuellentreffs, ein kleines Quartier Latin ... heute sind da nur noch Elektrogeschäfte“, und auf einmal eine existentialistische Lust auf eine Zigarette spürte. Natürlich fragte ich ihn, ob ich das in der Öffentlichkeit denn dürfe. „Eine iranische Frau würde nicht in der Straße rauchen“, war seine diplomatische Antwort, „aber du kannst das natürlich tun.“ Natürlich tat ich das nicht.

Ein paar Abende später in Isfahan durfte ich dann. Und zwar auf einer Gartenparty hinter hohen Mauern, außerhalb der Stadt, weit weit von Kontrollen, weit, durch gewisse Gelder ermöglicht, vom Iran.

„Ich möchte Ihnen einen anderen Iran zeigen“, lächelte der wohlhabende, europaerprobte Gastgeber zuversichtlich bei der Begrüßung, und die iranischen Teilnehmer wechselten nonchalante Blicke. „So was haben wir in Teheran jede Woche“, seufzte später eine Künstlerin geradezu gelangweilt, während ich mich noch vom Schock erholte: Wasser konnte man auf dieser Party lange suchen, am

ehesten noch im Swimmingpool. Die Plastikflaschen waren mit selbstgebranntem Schnaps gefüllt (Alkohol ist im Iran verboten). Zum ersten Mal seit Wochen sah ich wieder langes, offenes Frauenhaar und wie es lustvoll geschüttelt und zurechtgerückt wurde. Und während auf der Open-Air-Tanzfläche etwa dreißig Kulturaustauschpersonen zu Michael Jacksons „Bad“ mit einer Inbrunst grölten und tanzten, als wäre das der letzte Tanz ihres Lebens - das musste der Entzug sein - da dachte ich an die Isfahaner Studenten, die mich am Nachmittag am Ufer des Zayandehrud Flusses liebenswürdig zu sich auf den Rasen eingeladen hatten, Säfte und Kekse schnell organisierten, und schüchtern lächelnd von geheimen Partys erzählten, für die sie sich anschließend manchmal Peitschenhiebe einhandelten, aber das sei es „wert“. Die einen zahlen mit Geld, die anderen mit Gesundheit. Und wir, die europäischen Besucher, stehen daneben und machen zugleich mit, aber spalten uns nicht weniger auf in Innenleben und Äußeres: denn wer wir sind, moralisch und kulturell, diese Frage ist auf Kulturaustauschfahrten in den Iran eigentlich nicht möglich. Das ist zwar nicht der offizielle Grund, weshalb die EU dieses seit mehreren Jahren stattfindende Projekt zum letzten Mal finanziert hat, aber vielleicht einer, der mit dieser Sanktion versöhnt und hoffen lässt, die Unzufriedenheit der Iraner, die einem an jeder Straßenecke offen mitgeteilt wird - als sei man ein Bote, nur leider ohne Adressat - wird eines Tages das richtige Gehör finden.